

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 39 (1935-1936)  
**Heft:** 3

**Artikel:** Impressionen von einer Reise nach Belgien  
**Autor:** Eschmann, Ernst  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-664167>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 16.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

und Japan. Trotz den hochentwickelten Religions-systemen der Indier finden sich neben der im großen Maße populär gewordenen Wiedergeburtstheorie nicht nur der Himmelsglaube und die Höllenvorstellung, sondern es beherrschen noch viel primitivere Gedanken über das Leben nach dem Tode die eigentlichen Massen Indiens.

Der Buddhismus kannte ursprünglich keine Seele und keinen Gott. Erst in späterer Zeit bildeten sich zwei Schulen bzw. Anschauungen, wovon die nördliche sich den Namen Mahajana beilegte, während die ältere Richtung sich als Hinajana bezeichnete. Die Anhänger der Mahajana erstrebten die Wiedergeburt als Bodhisattwa, um möglichst viele andere Wesen erlösen zu können, während im Hinajana jeder Heilige nur nach seiner eigenen Erlösung trachtete. Im Mahajana finden wir im Gegensatz zum Hinajana den Glauben an eine Art Gott sowie eine persönliche Seele, die in eine Art Paradies eingeht.

Für den Mohammedaner hat das Erdenleben wenig Wert; daher richtet sich die starke sehnfüchtige Hoffnung auf das Jenseits, das im Koran in allen Farben geschildert wird. Wie das Christentum lehrt der Islam, daß die Toten auferstehen zum endgültigen Weltgericht am jüngsten Tage. Während die Geretteten und Seligen

in ein herrliches Paradies kommen, schmachten die Verdammten in der Hölle, in einer siedenden Glut! — Das Judentum hatte in den ältesten Zeiten äußerst primitive Vorstellungen vom Leben nach dem Tode. Die Seelen konnten den Lebenden schaden und die unbegrabenen Toten fanden keine Ruhe. Erst nach dem Exil kam der Glaube an das Totenreich in der Unterwelt, dem „Scheol“ auf, in das alle Lebenden mal hineingemüßten. Von dort gibt es keine Wiederkehr. Der Durchbruch einer positiven Ewigkeitshoffnung ist in den spätern kanonischen Schriften und den Apokryphen und Pseudepigraphen enthalten. Danach hat Gott die Macht und den Willen, die Seinen aus der Unterwelt herauszuführen und wieder lebendig zu machen. Der Fromme wird endlich dahinkommen, Gott zu schauen. Das Schicksal der Toten vollzieht sich in der Auferstehung, dem Endgericht und der Scheidung der Schicksale zu ewiger Seligkeit oder ewiger Verdammnis. Da jedem Leser, wie ich annehme, die christlichen Vorstellungen vom Leben nach dem Tode vom Religionsunterricht und dem Lesen der Bibel her geläufig sind — ich verweise übrigens noch speziell auf das letzte Buch der Bibel —, so kann ich meine Ausführungen be-schließen.

Ab. Däster.

### Das Ende.

So wird es sein in meiner letzten Stunde:  
mein irdisch Kleid leg sachte ich beiseite  
und leg dazu die Freuden und die Sorgen,  
auf daß ich unbeschwert hinübergleite. —  
Ein Blick noch auf die Schar der Weggenossen,  
ein dankbar Lächeln dann für die Getreuen  
und eine stumme Bitte: tat ich weh — verzeiht!  
Nun endlich steigt empor das große Freuen.

Doch zagend stockt mein Schritt,  
ich strecke tastend meine Hände:  
geht keiner, keiner von euch mit?  
Ihr schweigt. Doch in mein banges Hoffen  
tönt eine Stimme trostreich zu mir her:  
„Mein Kind, ich harre dein, und offen  
sind meine Arme, die dich einst gewiegt.“ —  
Und meine Mutter führt mich ein  
ins Friedensreich. — So wird mein Ende sein.

Martha Ringier.

### Impressionen von einer Reise nach Belgien.

Von Ernst Eschmann.

Ein Gang durch die Weltausstellung.

Die ganze Welt will zeigen, wie weit sie es gebracht hat, und die Erdteile und die meisten Länder treten in den ideellen Wettstreit ein. Was sie leisteten und was sie heute zu vollbringen imstande sind, das ist in eine kleine Stadt zusammengetragen.

Eine Ungeheuerlichkeit!

Man ahnt es gleich, es kann sich nur um Aus-

schnitte, um charakteristische Proben handeln. Man beschränkt sich mehr auf das, was wesentlich ist für das betreffende Land, auf die Tätigkeit, auf die Industrie, auf die Erzeugnisse, auf die sich bestimmte Gebiete festgelegt haben, auf Leistungen, in denen sie sich besonders ausgezeichnet haben.

Auch so wächst das Unternehmen ins Unmeßbare an, indem ringsum mächtig viel gearbeitet wird. Hier treten die Werke an die Öffentlich-



Weltausstellung in Brüssel: Die große Allee.

keit, wiederum vor die ganze Welt; denn die Stadt und die Aussteller hoffen, daß Gäste aus der ganzen Welt kommen, um diese Schau sich anzusehen.

Sie kommen wohl auch. Denn in diesem Jahre herrscht in Brüssel regstes Leben. Die Hotels sind überfüllt, die Preise sind gestiegen, und es gilt, sich mit dem Trubel abzufinden, den ein solches Weltereignis immer mit sich bringt.

Um eine gründliche Besichtigung vorzunehmen, brauchte es wohl mehr als eine Woche. Ich habe einen schönen, ganzen Tag, nur einen Tag! der Ausstellung gewidmet. Morgens um neun Uhr begann der Besuch, nachts nach zwölf Uhr war er beendet. Wie unendlich viel hat in diesen fünfzehn Stunden Platz gehabt! Das sagen auch der Kopf und die Glieder, die dabeigewesen sind. So eine Ausstellung macht müde.

Ganz oben im Norden, am Ende der Stadt, entfaltet sich das Leben, im Quartier Laeken (sprich Laken), angelehnt an den herrlichen königlichen Park. Der offizielle Katalog führt 181 einzelne Ausstellungen auf. Nun suche man, mit ihnen fertig zu werden! Es ist am besten, man verschaffe sich zuerst einen Überblick und merke sich dabei, wo man am liebsten eintreten möchte. Diesen Überblick gewährt einem das niedliche

Ausstellungsbähnchen. Eine regelrechte, kleine Dampflokomotive, die etliche offene Wagen nachzieht, berührt die hauptsächlichsten Gebäude und weist den Weg zu den andern, die höher und tiefer gelegen sind. Die Bodenfläche der Ausstellung steigt an. Der oberste Punkt, auf den eine mächtige Allee hinführt, wird beherrscht durch das „Große Palais“, einen Bau von riesigem Ausmaß, der in seiner modernen Architektur auch den Freund der alten Stile überzeugt und mitreißt. Der riesige Innenraum, ohne Säulen, von weitgespannten Betonbogen getragen, zeigt die Errungenschaften im Eisenbahnwesen, elektrische Lokomotiven neuester Konstruktion, Luxuswagen, sogar mit zweistöckigem Aufbau. Reiselust erfasst jeden, der sich auf den angenehmen Sitzen niederläßt und durch die Fenster guckt.

Tritt man wieder ins Freie und läßt sein Auge durch die breite Hauptstraße talwärts schweifen, in das Gewimmel der aufundniederflutenden Menschen, nach den so wohlthuenden Parkanlagen, nach den spiegelnden Bassins und den springenden Wassern, weitet sich das Herz, und eine Ahnung der Größe geht einem auf, die in der Verwirklichung dieses Weltgedankens liegt. Ein Begriff von der die fernsten Horizonte umspannenden Kraft in Phantasie und Erfindungsgeist,

in technischem Können und praktischer Ausnutzung der in der Natur ruhenden Elemente wird im Beschauer lebendig, und die Überzeugung beherrscht ihn: wir leben in einer großen Zeit der Arbeit, des Schaffens; diese Achtung vor der nimmer ruhenden und stets noch höhere Leistungen im Auge behaltenden Menschheit beglückt, sie feuert an und übt eine suggestive Gewalt aus. Wer einmal hier oben gestanden, wird die Minuten nicht vergessen.

Das Bähnchen macht ratlos. Denn, wo soll man jetzt eintreten, nachdem man die Rundfahrt beendet hat? In welche dieser so bunt durcheinander gewürfelten Bauten soll ich zuerst? Da stehen sie nebeneinander, diese Hallen und Kuppelgebäude, diese Türme, diese Paläste, diese Restaurants und Erholungsterrassen. Von allen Zinnen wehen die Fahnen, und Fahnen aller Nationen. Friedlich und freudig flattern sie nebeneinander, die Farben von Schweden, von Italien, von Frankreich, aus den Kolonien und den geschäftigen Mutterländern. Deutschland macht nicht mit. Es fällt auf, daß dieses so rüstige Reich sich nicht eingestellt hat.

Der Schweizer ist begierig zu sehen, was seine Heimat zeigt. Der Plan im Führer weist mir den

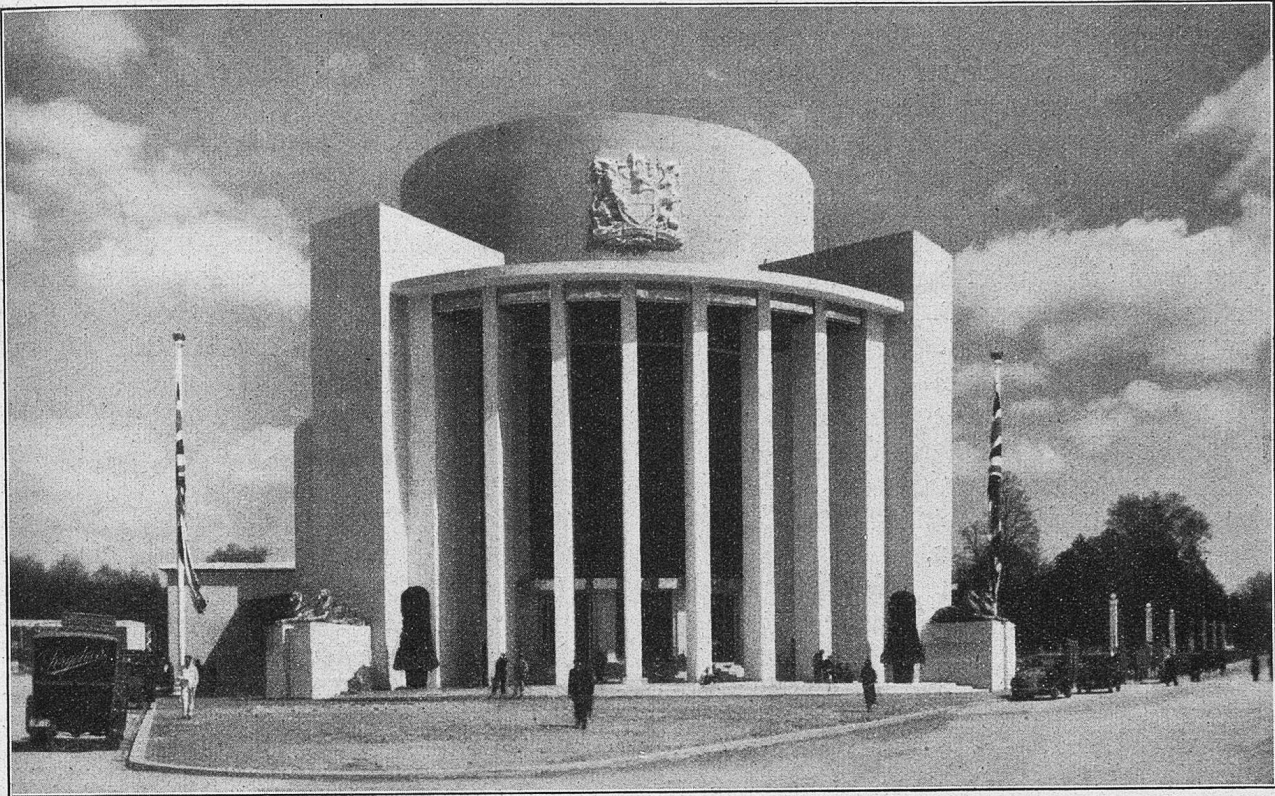
Beg. Richtig, dort muß der Schweizer Pavillon stehen. Eine Uhr winkt, das Zeichen fürs Uhrenland. Der etwas stilllose, gläserne Bau weckt keine Begeisterung. Was aber drin vor Augen geführt wird, spricht und wirbt für unsere Industrie, für die Maschinen, die Gewebe, die Spitzen, auch für die Kunst und die kulinarischen Güter, für den Käse und den Wein. Bilder erzählen, wie schön es bei uns ist, von unsern Sitten und Bräuchen, von unsern Schulen und Festen, vom Volk und akademischen Studien. Ein grünes Gärtlein gehört dazu, und die Gäste dürfen den Schluß ziehen: ein ganzer, herrlicher Garten ist die Schweiz, ein Land, in dem die Schönheit, die Arbeit, die Nützlichkeit und die Freude daheim sind.

Köstlich, wie einem in dieser Ausstellung die ganze Welt offen steht. Ich frage mich: soll ich jetzt nach Schweden, nach Spanien, übers Meer, oder bleibe ich auf dem Festland?

Halt, mich lockt jetzt das Gegenstück zu meiner Bergheimat. Ich mache den Niederlanden einen Besuch, und schon tummle ich mich im Lande der Windmühlen, der Blumenzwiebeln, der Kanäle und Schleusen, studiere die Schiffskurse nach den Kolonien und schaue zu, was für ein Nutzen aus den Plantagen gezogen wird. Auf großen Tabel-



Weltausstellung in Brüssel: Blick nach dem großen Palast.



Weltausstellung in Brüssel: Englischer Pavillon.

len stehen Rechnungen und Resultate, hinter denen eine Riesearbeit steckt. Aber alle Zahlen überzeugen nicht so sehr wie die Bilder und so wohlgelungenen Vorführungen, die das Leben selber und rührigen Handelsverkehr zeigen.

Trete ich ins Freie, tönt mir Musik aus allen Winkeln entgegen. Die Säulen, die die Straßen flankieren, dienen abends nicht nur der Beleuchtung. Lautsprecher sind ihnen eingebaut, und so entquillt ihnen lustige Musik, die eine heitere Stimmung über die ganze Völkerwanderung ausbreitet, die zwischen den Ländern flutet. Und doch herrscht nirgends ein Gedränge. Der weite Raum bietet für alle Platz. Dort sammelt ein Lehrer seine Schüler und dort ein Führer seine englischen Schäflein. In Rudeln wird Österreich überfallen. Geistlichkeit geht neben Profanen einher. Und wer einen Wunsch nach Erfrischung verspürt, setzt sich in einen aussichtsreichen Winkel und schöpft neue Aufnahmefähigkeit für andere Länderstriche.

Belgien war mir bis jetzt zu fremd. Nun kam mir die Gelegenheit zustatten, Einblicke in sein Schaffen zu bekommen. Nicht minder fesselte mich seine Kolonie, der Kongo, und was man schaute, war pulsierendes Leben. Man sieht, was die Missionen für Liebeswerke vollbringen. Sie schulen

die Kinder, sie heilen die Kranken. Die wirklichen Schülerhefte liegen sogar da, in die die unbeholfenen Finger der Eingeborenen geschrieben haben. Und dort, nach Anordnung eines Panoramas, stehen die Armen mit ihren verunstalteten Gliedern und suchen Heilung beim europäischen Arzt.

In einem andern Winkel blüht echtes und rechtes Indianertreiben. Rothäute steigen zu Pferd und sprengen in eine Arena. Lasso fliegen und fangen mit verblüffendem Geschick Roß und Mann ein. Ein Medizinmann macht seine Tänze, eine ganze Familie trommelt und lärmt zum Tanze. Es ist die Romantik der Prärien, die plötzlich mich umgarnt, und man bewundert die Mannigfaltigkeit der Welt, die hier in immer neuen und andern Verhältnissen dem Besucher entgegentritt.

Daneben wollen Weltmarken und Geschäfte neue Absatzgebiete gewinnen, Philips, Ovomaltine, Persil, die Bäder von Vichy und die Extrakte von Liebig.

Kunst und Literatur wetteifern.

Die Technik feiert Triumphe.

Hier wird noch gehämmert, dort wird noch gemalt. Man weiß es, daß nie eine Ausstellung fertig geworden ist auf den Tag der Eröffnung.

So schieben sie sich aneinander vorbei, die Männer mit den Hämmern und Sägen und die Gäste, die von einer Türe in die andere schlüpfen.

Die kühle Temperatur, die noch am Morgen vorherrschte, ist gewichen. Die Sonne scheint. Sie macht die Blumen farbiger, die Fassaden heller, sie zaubert in alle Herzen die Freude, die die innere Voraussetzung bleibt für einen solchen Gang durch die Wunder der Welt.

Man hält es lange aus. Die große Abwechslung peitscht die Nerven, die nicht mehr recht wollen, immer wieder auf.

Und die Zeit rennt. Die Stunden fliegen dahin wie die Länder, wie ganze Erdteile.

Ob man morgen sich nicht fragt: Habe ich einen langen, wirbligen Film gesehen? Vielleicht! Aber manches wird bleiben.

Es ist Abend geworden. Die Reihen werden lichter. Und ein frisches Lüftchen weht durch die Gassen. Jetzt füllen sich die Restaurants und Speisestätten. Die elegante Welt gibt sich Rendezvous. In allen Sprachen wird geredet.

Während wir zu Tische sitzen, erfüllt sich draußen ein neues Schauspiel. Die Ausstellung ist ins Land der Märchen entrückt worden. Nun brennen die Lichter. In allen Farben leuchtet es auf. Den Straßen entlang stehen die hellen Garben. Sie bilden blendende Fluchten, den Fassaden entlang und über den Dächern hangen die farbigen Ketten, und selbst über den Himmel gaukelt ein rätselvoller Schein. Immer kommt er und geht er, und ich frage mich, was da geschieht. Da löst sich der Knoten. Ein mächtiger Scheinwerfer, der die Häuser bestreicht, reicht und huscht über die Wolken. Das sind die Geister, die nicht zur Ruhe kommen. Jetzt müßte es schön sein, noch einmal mit dem Bähnchen die Runde zu machen! blitzt es mir durch den Kopf, und gleich sitze ich auch schon drin. So fahre ich durch die Zauberwelt, während die bunten Fontänen steigen, durch ein Lichtermeer, das die blühendste Phantasie sich nicht üppiger ausmalen kann, und ich gerate von einer Freude, von einer Augenweide in die andere. Nach allen Richtungen sollte man zugleich Ausschau halten können. Denn indem man sich dort von den Raskaden lebendiger Feuer berücken läßt, hat man — wie schade! — im Rücken die phosphoreszierenden Säulen eines andern Tempels verpaßt. Man wendet sich hin und her und weiß nicht, wo man verweilen soll, Bogen des Glückes jubeln mit dem Bähnchen davon, und es kann durch die kühnsten Abenteuer nicht übertroffen werden, wie

sie sich jetzt unten im Reiche der Vergnügen erfüllen.

Um die Ausstellungsgebäude ist es stiller geworden. Die Menge hat sich nach den lärmenden Karussells und Schaubuden verzogen. Hier schieben und drängen sich die Menschen. Denn auch hier hat der Erfindergeist Neuland entdeckt, schüttelt und rüttelt, wiegt und reißt und schaukelt die übermütige Jugend durcheinander und vermag auch die älteren Semester in den Trubel der Vergnügen hineinzutreiben. Da stehe ich vor einem riesenhohen Kranen, wie er den Wolkenfrakerbauten dient, um Holz und Pflaster und Steine auf die obersten Stockwerke zu tragen. Aber hier rechnet er mit andern Lasten. Am langen Seil hängt eine runde Gondel, die etwa zehn Personen faßt. Er zieht sie in schwindelnde Höhe. Man schwebt wie auf Flügeln sachte hinan, und mit jedem Augenblick läßt man den krabbelnden Haufen der nächtlichen Weltausstellungsbummeler tiefer unter sich. Die Musikern, die Pauken und Hörner, das Rollen und Ächzen der tausend sich drehenden Räder auf Schienen und freien Flächen, das Jauchzen und Gellen des sich belustigenden Volkes wird dünner und milder. Immer offener und freier ist die Schau geworden über die in allen Regenbogenfarben prangende Lichterstadt der Länderpavillons. Mit pochendem Herzen schaut man über dieses Gewirre von Glanz und festlichem Gebrodel, und hin und wieder einmal meldet sich der ungemütliche Gedanke: wenn jetzt der Faden risse, an dem du zwischen Erde und Himmel hängst! Wirklich, wie ein Faden so dünn schien das feste Seil, wenn man es in einiger Entfernung von unten betrachtete. Aber im Schweben sah ich's nicht. Ich saß ja in der Gondel, die nach oben mit Stäben umgittert war. Wir waren wie in einem Papageienkäfig eingeschlossen und harrten aller Dinge, die sich noch ereigneten. Als wir die höchste Höhe erreicht hatten, hielt die Gondel an. Doch nur für einen Augenblick. Alsobald schickte sie sich an, einen Kreis zu beschreiben um die Achse des Kranen, und so blickten wir im Verlaufe dieser ganzen Drehung nach allen Himmelsrichtungen, auch über die Stadt Brüssel, an deren Ende wir uns befanden.

Dann sanken wir tiefer, und die Maschine setzte uns sicher und sachte wieder auf den Boden und mitten in das Fluten der Völker hinein, die den schönen Abend genossen.

Diese Gondelfahrt nächstlicherweile wird eine denkwürdige Erinnerung bleiben an den über-



Weltausstellung in Brüssel: Der große Palast.

reichen Tag. Mählich entvölkerten sich die Straßen und Gassen. Die Gäste strömten nach Hause. Die Lichter wurden ausgedreht. Auch die Ausstellung bereitete sich einen guten Schlaf. Sie verfolgte mich in die Stadt hinein. Widersprüche beschäftigten mich, und sie wollten nicht weichen. Das blendende Bild der Länderschau täuschte eine Blüte industrieller und internationaler Erfolge vor. Friedlich hatte sich Land neben Land, Erdteil neben Erdteil gestellt, und der Kun um das Schaffen der verschiedenen Nationen hat erstaunliche und erhebende Früchte getragen. Es herrscht ein bewegter Verkehr von Haus zu Haus, von einem Raum der Aussteller in den andern. Und man ist versucht zu glauben, daß der gute Wille ringsum besteht, diese Werke ruhiger Entwicklung zu fördern, daß sie zum Nutzen aller werden. — Doch, ins Hotel zurückgekommen, braucht man nur eine Zeitung aufzuschlagen, und die schönen Gedanken stürzen wie ein Kartenhaus zusammen. Ringsum lauert ein Mißtrauen. Jedes Land beargwöhnt und fürchtet seinen Nachbar, von Einverständnis und Pakten ist die Rede,

und in den Fabriken blüht neuerdings die Rüstungsindustrie. Zerstörung lauert an allen Enden, und man weiß nicht, was die nächsten Zeiten in ihrem Schoße noch bergen. Nur eines weiß man: Unglück starrt aus falsch schillernden Augen, und in allen Gliedern sitzt einem das Gefühl: ein neues Erdbeben bereitet sich vor, eh man das große, letzte von 1914 bis 1918 überwunden hat.

Die schönste Weltausstellung wäre mir doch: man dürfte auch hinter die Kulissen treten und sich überzeugen, daß das vorgetäuschte Bild nicht nur Schein ist. Man lebte der Überzeugung: die Völker sind bereit zu einem zähen und edlen Kampf der Kräfte, der geistigen Errungenschaften. Und mit offenem Visier geschieht der fruchtbare Wettstreit. Aber es klirren keine Schwerter und donnern keine Kanonen, es bliken keine Granaten und regnen keine Bomben vom Himmel.

So eine Weltausstellung möchte ich noch erleben!

Wir alle träumen keinen schönern Traum.